



Sir Terry Pratchett, der am 12. März 2015 aufgrund einer schweren, seltenen Form von Alzheimer mit nur 66 Jahren viel zu früh eine runde und eine flache Welt verlassen musste, hatte ein besonderes Verhältnis zum Tod. Vermutlich kann man sogar sagen, dass er das Verhältnis von Millionen von Menschen zum Tod ein klein wenig veränderte, indem er den knochigen Sensenmann in seinen beliebten Scheibenwelt-Geschichten zu einer so ungeheuer menschlichen Lieblingsfigur machte.

Ende 2009 – nicht lange nach seiner Diagnose, als er bereits die Fähigkeit eingebüßt hatte, mit zehn Fingern zu tippen – wurde Pratchett von der Familie des Journalisten Frederick Richard Dumbleby (1913–1965) gefragt, ob er die alljährliche Richard Dumbleby Lecture übernehmen wolle, die seit 1972 im Fernsehprogramm der BBC ausgestrahlt wird und schon von Bill Gates, Prinz Charles und Helmut Schmidt gehalten wurde. Pratchett willigte ein, schrieb und diktierte seinen Text und gab im Februar 2010 an Ort und Stelle schließlich eine kurze Einführung, ehe sein Freund Tony Robbins die Rede gekonnt vortrug.

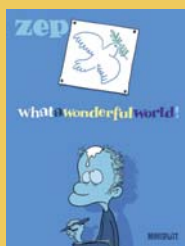
Pratchetts klare, mit wohl dosiertem Witz («Wir sind eher aufstrebende Affen als gefallene Engel») und jeder Menge Weisheit abgepackte Gedanken sind zusammen mit einer kurzen Einleitung seines Freundes und Assistenten Rob Wilkins bei Manhattan als schmales Hardcover und als E-Book unter dem Titel

»Dem Tod die Hand reichen« erschienen – vermutlich einer der persönlichsten Texte, die der passionierte Schlapphutträger im Verlauf seiner großen Karriere verfasst hat.

Pratchett sinnierte prägnant über den Abschied von geliebten Menschen, Alzheimer, den Umgang mit Patienten, das Wissen um die eigene Sterblichkeit, ein würdevolles Dahinscheiden, die Überholung des gesunden Menschenverstandes durch Fortschritt, die Verbindungen von Medizin, Politik und Religion sowie den Unterschied zwischen verzweifelter Selbstmord und rationaler medizinischer Sterbehilfe. Das Ergebnis ist ein dünnes, nichtsdestotrotz kluges Büchlein, und gleichzeitig wohl eines der traurigsten Bücher der Saison. Denn natürlich wird einem dadurch wieder bewusst, dass Terry Pratchett nicht mehr da ist, um uns zu erklären, wie wir Menschen ticken und wie die Welt funktioniert. Dass er beides über Gebühr verstanden hat, zeigen auch die wenigen Seiten in »Dem Tod die Hand reichen«. Bleibt zu hoffen, dass dieses Buch über Pratchetts ergebene Fankreis hinaus die richtigen Leute erreicht, die es gerade noch mehr brauchen.

Christian Endres

Terry Pratchett »Dem Tod die Hand reichen«
Manhattan, 2016, 80 Seiten
ISBN 978-3-442-54781-4



Den sympathischen Schweizer Comickünstler Philippe Chappuis kennt man gemeinhin unter dem Pseudonym Zep. Nachdem der 1967 geborene Schöpfer von »Titeuf«, der 2004 für sein Lebenswerk den Grand Prix de la Ville d'Angoulême erhielt, mit »Esmera« zuletzt einen Fantasy-Hardcore-Porno getextet hat, liegt mit »what a wonderful world!« nun ein neuer Band vor, den er wie üblich geschrieben und gezeichnet

hat – und in dem zwar ebenfalls ein paar Schniedel in typischer Zep-Manier vorkommen, es alles in allem aber eine ganze Ecke zahmer zugeht. Liegt sicher auch am Ursprung des Materials: Seit dem 31. Oktober 2014 bloggt Zep im Auftrag der großen französischen Tageszeitung »Le Monde« nämlich jeden Tag eine Bildersequenz auf der »unendlichen Leinwand« des Webcomics, mithilfe derer der Familienvater zeichnend über die Merkwürdigkeiten seiner Welt und die Seltsamkeiten der Welt sinniert und berichtet, in der wir alle gemeinsam leben. Dabei wagt er sich selbst an polarisierende, schwierige zeitgenössische Themen und entschärft die Minenfelder von Religion und Co. mit seinem entwaffnenden Humor.

Im ersten gedruckten Band, für den die Blogeinträge auf mehrere Seiten ummontiert wurden, sind erfreulicherweise auch viele Science-Fiction-Gags dabei: Über das tragische Sexleben von Hellboy und den Superhelden, die überflutete Welt in zweihundert Jahren, die Entwicklung des Laserschwerts

sowie die Zukunft und Jugend der Ikonen aus »Star Wars«, die Ähnlichkeiten zwischen interstellaren futuristischen Reisen und der internationalen Odyssee von Flüchtlingen, Filme wie »Inception«, »Terminator«, »Demolition Man« und »Matrix«, das iLeben mit dem Sparthone oder die Geschichte der Atomkraft von Hiroshima bis zu den radioaktiven Marvel-Recken von Stan Lee. Außerdem wird geklärt, wie ein Porno von George Lucas aussehen könnte, und Gott interviewt. Die Krönung dieses ersten Sammelbands, der bei Splitters neuem Minisplitt-Label erschien und an dem man erstaunlich lange zu lesen hat, ist aber das Zep-Mashup zwischen Titeuf und Calvin & Hobbes, das gewissermaßen die »Rückkehr« der Publikumsliebblinge von Bill Watterson zelebriert.

Zep kann unsere unvernünftige moderne Welt nicht reparieren oder zu einem wundervollen Utopia machen – aber er kann sie vorübergehend allemal zu einem lustigeren Ort machen.

Christian Endres

Zep »what a wonderful world!«
Splitter Verlag, Minisplitt, 2016, 176 Seiten
ISBN 978-3-958-39959-4



Sieben Jahre sind seit dem grausigen Anschlag des »Mercedes-Killers« vergangen. Durch einen ehemaligen Kollegen wird Bill Hodges auf eine Reihe mysteriöser Selbstmorde aufmerksam gemacht. Es handelt sich dabei um Opfer von Mr. Mercedes alias Brady Hartsfield. Warum töten sich die Menschen plötzlich nach all der Zeit? Hartsfield ist in der Zwischenzeit zwar aus seinem Koma erwacht, kann sich aber kaum bewegen und scheint geistig stark behindert zu sein. Niemand weiß jedoch, dass sein behandelnder Arzt an ihm Experi-

mente mit noch nicht zugelassenen Medikamenten durchführt. Experimente mit Folgen: Im Krankenhaus machen seltsame Gerüchte die Runde. In Hartsfields Zimmer scheint es zu spuken. Wasserhähne öffnen sich wie durch Geisterhand, Jalousien rasseln, Fotos fallen um. Etwas ist in Zimmer 217 erwacht. Brady Hartsfield, der »Fürst des Suizids«, verfügt plötzlich über weitaus mehr Kräfte als nur Telekinese. Und sein größter Coup nimmt soeben erst Gestalt an. Bill Hodges ist gesundheitlich schwer angeschlagen; dennoch setzt er bei seiner letzten Patrouille alles daran, die Katastrophe zu verhindern.

Im Abschlussband seiner Bill Hodges-Trilogie mischt King – wie schon in »Finderlohn« angedeutet – immer mehr phantastische Elemente in die Handlung. Der Roman ist Thomas Harris gewidmet, doch mehr als an »Roter Drache« oder »Das Schweigen der Lämmer« erinnert das Buch an Van Greenaways

»Der Schrecken der Medusa« oder Gallaghers »Tal der Lichter«. Waren die Bedrohungen in den ersten beiden Teilen noch durchaus physischer Natur, wandeln sie sich bei »Mind Control« in unsichtbare tödliche Gedanken. Dabei spielen virtuelle Fische und veraltete Spielekonsolen eine entscheidende Rolle. Das Finale schwächelt ein wenig, da King großen Wert darauf legt, dem Leser detailreich zu erklären, wie Brady Hartsfield seinen teuflischen Plan in die Tat umsetzt. Hier wären weniger Deskription und mehr Handlung wünschenswert gewesen. Das ist allerdings Jammern auf hohem Niveau. Ähnlich sieht es mit dem »deutschen« englischen Titel aus. King selbst hatte seine Probleme mit der Namensfindung: Aus »The Suicide Prince« wurde schließlich auf Anraten seiner Frau »End of Watch«. Warum Heyne für die Übersetzung (!) nun einen weiteren englischen Titel präsentiert, bleibt ein Mysterium. »Todesprinz« klingt doch auch nicht schlecht, oder? Wie auch immer, »Mind Control« ist das Finale einer Trilogie, die bestätigt, dass Mr. King seine letzte Patrouille noch längst nicht gelaufen ist. Der Bärtige aus Maine hat es noch drauf. Und er hat ganz gewiss noch viele Geschichten zu erzählen. Ich freue mich darauf.

Andreas Wolf

Stephen King »Mind Control«
 Übersetzt von Bernhard Kleinschmidt
 Heyne Verlag, 2016, 526 Seiten, ISBN 978-3-453-27086-2